

„Siehst du den rötlichen Stern? Er ist der einzige, der rötlich leuchtet. Das ist der Mars. Auf den fahr zu. Fahr einfach auf ihn zu.“

Es ist eine glasklare Nacht. Glitzernd zieht die dicke Sternensuppe vom Horizont herauf. Wie auf einem Förderband angeklebt wandert sie über die dunkle Haut des Himmels, die Venus auf halber Höhe, das Kreuz des Südens ist noch nicht über der Kimm<sup>1</sup>, der Orion hat den Plafond schon erreicht und setzt zu einem Kopfsprung an, die Arme weit nach vorne gestreckt hechtet der Jäger mit der Wespentaille in Zeitlupe dem Morgengrauen entgegen. Und wo die Lichter aufhören, fängt das Wasser an, der schwarze Berg, den ich hinunterrase. Die Hände umklammern das Steuerrad, die Augen die 10-Mann-hohen Bäuche der Segel, die lichtlose Linie am Horizont und die beschlagene Kugel vor mir am Ruderstand, in der sich die Kompassrose in diffusem Rotlicht unbeherrscht hin- und herdreht. Jetzt wühlen sie verzweifelt im Lichtermeer. Wo einen rötlichen Stern hernehmen?

„Achtung! Das Vorsegel fällt ein!“

Etwas nur ist beruhigend. Ich werde hier wahrscheinlich niemand über den Haufen fahren.

„Ich sehe keinen rötlichen Stern!“

„Ich sehe den Mars auch nicht.“ Pauls Stimme unterscheidet sich zum Glück deutlich von der des Skippers. Sie ist tief und ruhig und warm am Rücken. „Ich nehme die zwei dort vorne beim Mast, auf Höhe der Saling<sup>2</sup>. Sie schauen aus wie Zwillinge. Siehst du sie? Sie müssen zwischen Mast und Steuerbord<sup>3</sup>-Want<sup>4</sup> sein, dann bist du richtig. Zumindest in der nächsten Stunde.“

Die Zwillinge aus dem Film Mahabharata schießen mir durch den Kopf und was die Saling ist und was die Want und dass Steuerbord im Moment rechts von mir sein muss und dass ich mit diesen Fachausdrücken bis an mein Lebensende zu kämpfen haben werde und dann habe ich die zwei, sie schauen wirklich aus wie Zwillinge, und nagle sie rechts neben dem Mast und noch innerhalb der Drahtseilabspannung fest.

„Passt es so?“

„Super!“

Bis zu meinem nächsten viertelstündlichen Kontroll-Rundumblick.

„Wo fährst du denn hin? Nur den Kopf drehen, nicht das Ruder<sup>5</sup>!“

Und die Zwillinge. Wo sind jetzt die Zwillinge?

Es ist meine erste Atlantiküberquerung. Es ist auch mein erstes Mal über den Äquator, mein erstes Mal auf der Südhalbkugel, mein erstes Mal länger als zwei Tage Tag und Nacht unter Segel unterwegs, mein erstes Mal in den Tropen, mein erstes Mal im Advent nicht zuhause.

In Österreich schneit es, sagen sie am (Satelliten)Telefon und ich höre mindestens fünfmal am Tag: „Ist das nicht herrlich? Wir sitzen hier in der Badehose und zuhause ist Winter!“

Ich freue mich auf den Winter. Am 23. Dezember werden wir in München landen, am 24. werde ich den Christbaum aufputzen, vielleicht werde ich bei einer der Kugeln, bevor ich sie aufhänge, mit dem Finger den Äquator nachfahren und mir denken, dass auch auf dieser Kugel vieles lebt, das im Verhältnis zu ihrer Größe dermaßen winzig ist, dass es nie über eine ihrer zwei Hälften hinauskommt, aber ich weiß nicht, ob ich Zeit dafür haben werde, weil sehr viel zu tun sein wird am 24., auf jeden Fall werde ich nach dem Baumaufputzen im Schnee spazieren gehen. Wenn am 24. noch Schnee liegt.

Heute ist der 3. oder 4. (Dezember) und der dritte oder vierte Tag geradeaus. Sieben Leute, immer geradeaus, hart am Wind<sup>6</sup>, sprich: gegen den Wind.

„Könnten wir nicht einmal eine Wende<sup>7</sup> machen? Nur eine? Eine ganz schnelle Wende. Dann fahren wir wieder geradeaus.“ Ralfs Blick fast flehend.

Nein. Geradeaus. Immer geradeaus.

„Wir haben 2.000 Seemeilen<sup>8</sup> vor uns und ein paar Tage Windstille. Wir dürfen nicht schon am Anfang Zeit verlieren.“

Mich stört geradeaus nicht. Bleibt der Kübel wenigstens stehen beim Kotzen. Wenn man schnell genug ist und ihn erreicht. Aber seit gestern kotze ich nicht mehr. Als hätte jemand einen Hebel umgelegt. Mein Organismus hat offenbar beschlossen, die Sache ist auch ohne (Kotzen) anstrengend genug. Ich liebe meinen Organismus und frage mich, ob das, was ich hier von mir gebe, irgendjemand interessiert. Null Tiefgang. Nur ein paar tausend Meter unter den Füßen. Vielleicht genügt das. Und eine Gemüsesuppe von Paul, die die Lebensgeister wieder an die Oberfläche fischt. Wie Kaulquappen paddeln sie zwischen den tomatenroten Olivenölaugen und blasen mir den Hunger in die Wangen. Seit drei Tagen so gut wie nichts gegessen, wenig getrunken. Wozu auch? Der Kübel wird nur schneller voll. Jetzt käme mir ein halbes Wildschwein gelegen. Und eine funktionierende Verdauung. Alles eingestellt. Der Schock hat alles lahm gelegt. 26 Stunden Anreise, 3 Flugzeuge, 4 Flughäfen, nur 4 Stunden Zeitunterschied, aber das spielt keine Rolle, es könnten auch 20 sein, weil ohnehin jeder Boden unter den Füßen verschwindet, es gibt auch keinen Tag mehr, keine Nacht, nur 6 Stunden (Wache gehen), 6 Stunden (nicht Wache gehen), 4 Stunden (Wache gehen), 4 Stunden (nicht Wache gehen), 4 Stunden (Wache gehen), dann sind 24 Stunden vorbei und es beginnt wieder von vorne, nur diesmal andersherum und das Ganze bis zu 3 Wochen auf 14,9 m Bootslänge, die auf die Seite gekippt durchs Wasser pflügt und sich dabei hebt und senkt und hebt und senkt, 3 der 7 Gesichter (derzeit) grün, aber das grünste Grün nützt dir nichts, denn Wache ist Wache, außerdem ist es an Deck ohnehin besser als in den Kabinen, ich schwitze so gut wie nicht, aber hier stehe ich im Wasser auf und lege mich nass nieder und jeder hat zwei Liter Süßwasser pro Tag für die Körperpflege, weil ein Watermaker zwar da ist (das ist ein Gerät, das aus Salzwasser Süßwasser macht), aber Strom gespart werden muss, und weil Strom gespart werden muss, darf in der Nacht kein Licht aufgedreht werden, das heißt, in der Nacht rennen wir wie die Glühwürmchen durch die Gegend, der eine (sucht den Kübel) mit Stirnlampe, der andere mit Taschenlampe, aber sogar das ist egal, wenn man nur nicht über ihn drüber fliegt, aber jetzt kotze ich ja nicht mehr und mache einen Punkt und nehme noch einen Löffel von dieser herrlichen Gemüsesuppe. Und wieder ein Lebensgeistlein. Wie einen die anlachen!

Nie wieder ein Seesack. Eine blödere Erfindung in Sachen Reisegepäck gibt es nicht. Beim Einpacken war mir das sofort klar, dass ich diese Wursthaut nie so füllen würde können, dass ich nicht ständig die Hälfte auspacken muss, wenn ich eine Kleinigkeit brauche, und dann wieder hineinstopfen. Eine winzige Portion Hausverstand hätte mir das im Geschäft auch schon sagen können, aber nein. Wer eine ordentliche Seereise macht, braucht einen Seesack.

Zum Glück ist Karin (meine Kabinengefährtin) nicht so blöd wie ich, ich nehme an, kein richtiger Segler verwendet einen Seesack, ich frage mich nur, wozu diese unpraktischen Dinger verkauft werden, offenbar gibt es haufenweise Blöde, sonst wären sie schon ausgestorben, denn mit einer Reisetasche können sie nicht mithalten, nicht einmal, dass man sie wie einen Rucksack am Rücken tragen kann,

ist praktisch, weil zumindest der Sack, den ich habe, dermaßen riesig ist, dass er mir bis in die Kniekehlen hängt und zwar richtig hängt, weil eine Rückenstütze wie ein Rucksack hat ein Seesack nicht und so viele Riesen, deren Rücken das aushalten, gibt es nicht, aber Blöde gibt es viele, Blöde gibt es genug. Sie braucht nur Platz für ihr Ölzeug<sup>9</sup> im Kasten, sagt sie, sie lebt aus der Tasche, blond, Oberösterreich, auch grün im Gesicht.

Aber ich habe alles mit: Homöopathie, Armband mit Druckpunkt, für jedes Handgelenk eines, Ingwerkapseln, Chemiekeulen, alles gegen die grüne Farbe, Reservebrille, Haftschalen, Sonnenbrille, Karotinkapseln für die Sonne, Hüte, T-Shirts und Hosen und Salben dagegen, eine unendliche Hausapotheke, man weiß ja nie, enorm, was man alles braucht, wenn man nicht weiß, was man braucht, aber nächstes Mal bin ich klüger, da weiß ich schon, was ich brauche und das und sonst nichts kommt in eine Reisetasche und die stelle ich dann lässig aufs Bett und sage zu meiner Kabinengefährtin, sie kann den (winzigen) Kasten haben, weil ich aus der Tasche lebe, und dann nehme ich den Toilettebeutel aus dieser Tasche und ein Handtuch, stelle/hänge sie ins Bad, schlüpfe in ein frisches T-Shirt, ein mitleidiger Blick auf meine schweißtriefende Kabinengefährtin und draußen bin ich. Oh ja, so werde ich es machen. Das denken sich die Häuselbauer nachher auch immer, ich weiß schon, dabei bauen sie nur ein Haus in ihrem Leben.

Ein paar Leintücher hätte ich mitnehmen sollen, das wird furchtbar salzig und klamm werden hier, aber daran muss ich mich gewöhnen, mit und ohne Seesack. Vielleicht gebe ich ihn im Frühjahr zum Flohmarkt oder ich schenke ihn einem Riesen oder noch besser einem Sammler, der trägt ihn nicht auf dem Rücken und unterbringen kann man ja wirklich viel in ihm.

Das Innenleben des Schiffes (vom Bug zum Heck, heißt: von vorne nach hinten): Die Pol-Position hat, gleich nach dem Ankerkasten<sup>10</sup>, die Bugkajüte, der exponierteste Raum, geeignet ausschließlich für Menschen, die auch in einer Berg- und Talbahn schlafen können, deren Gehörsinn entweder ramponiert oder ein- und abschaltbar ist, und die eine Atmung wie Wale haben, weil sie stundenlang ohne Luftholen auskommen müssen, weil die Decksluke<sup>11</sup> zwar groß, gegen den Wind aber so gut wie nie offenbar ist, ein geheimnisvoller Raum für geheimnisvolle Wesen, für Außenstehende nur sichtbar Kojensegel<sup>12</sup>, Abstand, Kojensegel und als Zeichen menschlichen Vorkommens Kleiderhaufen, kein Abstand, Kleiderhaufen. Und wo keine Kleiderhaufen mehr sind, ist auch keine Bugkajüte mehr und man steht in einem winzigen Vorraum, von dem aus man durch eine Tür in eine Doppelkabine kommt, durch eine andere kommt man zum wunden Punkt dieses Schiffes: ein Bad/WC, dessen Benützung nur Eingeweihten und der Allgemeinheit nur in Ausnahmefällen erlaubt ist, weil eines der Seeventile<sup>13</sup> undicht bzw. durch einen Stoppel ersetzt ist, was nicht nur ein besonderes Prozedere erfordert, es beruhigt auch ungemein, wenn man weiß, wie viel Wasser von außen auf diesen Stoppel drückt und dass man frühestens in zweieinhalb Wochen das nächste Mal Land zu sehen bekommt und bis dahin da nur dieser Stoppel ist, der das Meer aus dem Schiff heraushält und der am Beginn und Ende jeder Wache kontrolliert werden muss.

Vom Stoppel-Klo aus zugänglich die zweite der beiden vorderen Doppelkabinen, jede bestehend aus einem Doppelbett an der Bordwand und einem Gehbereich zur Schiffsmitte hin und in dieser Mitte eine gemeinsame Wand, die eigentlich keine Wand, weil hauchdünn, weil herausnehmbar ist, was einem bei Schräglage (bei einem Am-Wind-Kurs also so gut wie immer) akrobatische Höchstleistungen

abfordert, wenn man aus der höher (sprich: luvseitig<sup>14</sup>) liegenden Kabine etwas holen oder durch sie durch muss (etwa, weil man den in der Bugkajüte schlafenden Wachführer wecken soll), weil man so tun muss, als wäre diese Wand nicht da, sprich: sich an ihr nicht anlehnen, nicht einmal anhalten darf, bei Schräglage heißt das, man muss sich von ihr wegarbeiten, es sei denn, man will sperrholzplattenbestückt zum (leeseitigen<sup>14</sup>) Nachbarn ins Bett fliegen, das ist im Übrigen das einzige bei Schräglage in diesen zwei Kabinen zum Schlafen verwendbare, Kojensegel gibt es bei diesen Betten intelligenterweise nämlich nicht. Dafür darf jeder, der hier schläft, ungebremst in den Salon hineinschnarchen und -dünsten, weil die Türen immer offen stehen, weil die Luken so gut wie immer zu sein müssen.

Der Salon ist das Zentrum eines Schiffes, der Punkt, an dem sich alles trifft, er liegt in der Regel auch in der Mitte, meistens ein großer Raum, der größte des Schiffes, mit Sitz- und Essbereich, Küche, Navigationstisch<sup>15</sup> und Niedergang (das ist die Treppe, die innen und außen, oben und unten verbindet), insgesamt also ein Ort der Kommunikation, *Der Ort der Kommunikation auf einem Schiff*. Auf diesem Schiff ist das auch so, aber nur räumlich, da eine der Bordregeln, die sich unser Skipper ausgedacht hat, besagt, dass der Salon (abgesehen vom Kochen) ihm und den zwei Wachführern (das sind im konkreten Fall seine Kinder) vorbehalten ist. Das ist der zweite wunde Punkt, der zu diesem Törn leider dazugehört wie das Stoppel-Klo: das Zwei-Kasten-System innerhalb der Crew bzw. die fehlende soziale Kompetenz des Skippers. Deshalb sagt auch keiner von uns ‚unser‘ Schiff zu diesem Schiff, obwohl jeder dieses Schiff mag und wir nichts anderes gemeinsam haben als dieses Schiff und das Meer, in dem wir auf ihm schwimmen.

Die Schlusslichter seines Bauches bzw. das Heck oder Hinterteil bilden der Motorraum (dort ist ein weiterer wunder Punkt dieses Schiffes, weil aus dem Getriebe Öl saftet) und links und rechts von ihm jeweils eine Doppelkabine mit Bad/WC, eine davon bewohnen Karin und ich, jede dieser Kabinen auch bei Schräglage beschlafbar, weil der Liegebereich auf beiden Seiten durch eine Wand begrenzt ist, man also beliebig durch die Gegend rollen oder geworfen werden kann.

Die Benutzbarkeit der Klos hängt von der Schräglage des Schiffes ab, in der Regel kann man nur das leeseitige benutzen, weil die Seeventile auf der Luvseite meistens über der Wasserlinie liegen und die Spülung daher nicht funktioniert. Das heißt, wenn uns der Wind nicht ausgeht, steht für sieben Leute ein Klo zur Verfügung (das Stoppel-Klo nicht mitgezählt), aber wir sind nur drei Frauen, also ist das nicht so schlimm. Und wenn ich mich irgendwann an das Prozedere ‚nachher‘ gewöhnt haben werde (Seehähne<sup>16</sup> aufdrehen, einen am Boden unter dem Waschbecken zum Wasseransaugen, einen am Boden hinter der Klomuschel zum Abpumpen, dann die Muschel mit Wasser voll pumpen, dann einen neben der Muschel montierten Hebel umlegen, dann die Muschel leer pumpen, wenn notwendig, den Hebel noch einmal umlegen, die Muschel wieder voll pumpen, den Hebel wieder umlegen, die Muschel wieder leer pumpen und wenn alles in den dünnen Röhrchen verschwunden ist, noch eine Weile weiterpumpen und pumpen, damit auch alles die dünnen Röhrchen verlässt und man keine Verstopfung produziert, dann wieder zu den Seehähnen kriechen und sie schließen und zwar blitzartig, und das alles auch in der Nacht und in voller Montur, wenn’s sein muss, und in jeder (Schräg)Lage), werde ich es nicht mehr brauchen, denn dann fliegen wir nach Hause.

Das Leben an Deck spielt sich zu 99,9 % im Cockpit ab, das ist eine drei bis vier Meter lange Ausnehmung über dem Motorraum und den Heckkabinen, in der Mitte ein wegklappbarer Tisch, an den Seiten Bänke, unter den Bänken Stauräume und je eine Heckkabinen-Luke, hinten auf jeder Seite ein Ruderstand mit Steuerrad und Kompass, vorne der Niedergang (die Treppe, die in den Salon hinunterführt) und auf Deckhöhe Tauwerk und Seilwinden zum Segelbedienen und die wegklappbare Sprayhood, das ist eine wie ein Kinderwagendach konstruierte Schutzhaube gegen Spritzwasser von vorne.

Das Dasein in dieser Ausnehmung besteht für nicht qualifizierte Crewmitglieder wie mich aus sitzen, liegen, essen, dumm schauen und fragen und hin und wieder Ruder gehen (was so viel heißt wie: an einem der beiden Ruderstände stehen und versuchen das Schiff auf dem vorgegebenen Kurs zu halten). Aber wenn man so eine Reise noch nie gemacht hat, ist auch das ein Abenteuer.

Sogar das Geschirrwaschen auf der Badeplattform ist ein Abenteuer.

Die Badeplattform ist das allerletzte Zipfelchen vom Boot, plusminus ein halber mal zwei/drei Meter, auf jeden Fall ein kleines, recht schmales Stück Boot, 30-50 cm über dem Wasser, das, wenn das Boot fährt, darunter hervor und nach hinten schießt.

Beim Geschirrwaschen steht auf diesem allerletzten Zipfelchen ein Kübel mit Salzwasser, der mit einer langen, aber nicht zu langen Leine am Heckkorb (das ist ein Geländer am bzw. um das Heck) befestigt ist, daneben steht ein zweiter derart fixierter Kübel mit Salzwasser und Spülmittel, dazwischen stehen die Füße des Abwaschers, der Rest von ihm sitzt eine Stufe höher und noch eine Stufe höher neben und hinter ihm steht und liegt das dreckige Geschirr. Und dann geht's los: das Geschirr im linken Kübel vorspülen und in den rechten zum Waschen stapeln, den linken Kübel ausleeren, ins Wasser schmeißen und beim Herausziehen aufpassen, dass er einen nicht hineinreißt, ausschwemmen, noch einmal hineinschmeißen, mit Wasser füllen und wieder links von den Füßen abstellen, dann das Geschirr im rechten Kübel waschen und wieder in den linken zum Nachspülen stapeln und nach dem Nachspülen im Cockpit zum Trocknen auflegen.

Wenn der Geschirrhafen nicht zu groß ist und das Boot nicht zu schief steht/liegt und keiner der Kübel oder Geschirrtile sich selbständig macht und dem Abwascher das Geschirr nicht aus der Hand flutscht und er nicht ausrutscht und selber ins Wasser fliegt, ist das ein gutes System. Nein. Es ist nicht schwer.

Die zehn Gebote bzw. die Bordregeln:

1) Hierarchie: Der Schiffsführer (ein weniger sperriges Wort ist Skipper) ist für Schiff und Mannschaft verantwortlich, was er sagt, wird gemacht, ihm unmittelbar unterstellt die Wachführer und jedem Wachführer ein gleich großer Teil der verbleibenden Crew. Bei einer Personenanzahl von insgesamt sieben heißt das: zwei Wachen zu je drei Personen (einschließlich Wachführer), die sich bei der Führung des Schiffes nach einem vorgegebenen Zeitschema ablösen. Der Schiffsführer unterliegt diesem Schema nicht.

2) Bordzeit: Da die Zeit am Abfahrtsort eine andere ist als die am Zielort, wird die Zeit, die während der Überfahrt an Bord gilt, vom Schiffsführer festgelegt.

3) Wacheinteilung (Zeitschema): von 6 Uhr bis 12 Uhr (Wache I), von 12 Uhr bis 18 Uhr (Wache II), von 18 Uhr bis 22 Uhr (Wache I), von 22 Uhr bis 2 Uhr (Wache II), von 2 Uhr bis 6 Uhr (Wache I), usw. Das heißt, drei Crewmitglieder haben immer Dienst, drei haben frei. Für den Einzelnen heißt das: 6 Stunden Wache, 6

Stunden frei, 4 Stunden Wache, 4 Stunden frei, 4 Stunden Wache, 6 Stunden frei, usw.

4) Kabineneinteilung: Je zwei Crewmitglieder aus verschiedenen Wachen teilen sich eine Kabine. Auf diese Weise hat jeder in der wachfreien Zeit einen Raum für sich.

5) Essen: Einmal pro Tag gibt es eine warme Mahlzeit - zwischen 15 und 17 Uhr - bei diesem Essen treffen sich alle, ansonsten nimmt sich jeder, wann und was er will, Ausnahme Obst: jeder bis zu zwei Stück pro Tag (das sind bei sieben Leuten und 20 Tagen immerhin 140 Stück, das heißt, diese Rationierung macht Sinn). Beim Kochen wechseln sich die Crewmitglieder ab. (Gegen diese Regel verstoße ich laufend.)

6) Trinken: Mineralwasser, Fruchtsäfte, soweit vorhanden, Watermaker-Wasser mit Brause, Alkohol sehr wenig bis gar nicht.

7) Körperhygiene: bis zu 2 Liter Süßwasser pro Tag und Nase, Salzwasser ohne Ende.

8) Strom sparen! Das heißt, Süßwasser sparen (der Watermaker braucht Strom), das heißt, kein Autopilot (der Autopilot ist eine automatische Steuerungsanlage und braucht Strom), das heißt, in der Nacht kein Licht aufdrehen, sondern Taschen- und Stirnlampen verwenden.

9) Ordnung und Sauberkeit am Boot: Jeder putzt den Dreck, den er macht, selber sofort weg (aber nicht mit Süßwasser!), im Salon darf nichts herumliegen, Geschirr darf nirgendwo herumstehen, auch nicht in der Abwasch, jedes Stück ist sofort abzuwaschen und zwar ausschließlich mit Salzwasser und ausschließlich an Deck (Badeplattform), Arbeitsflächen sofort putzen, natürlich nicht mit Süßwasser.

10) Aufenthalt: Wer Wache hat, ist an Deck, wer nicht Wache hat, hält sich entweder in seiner Kabine auf oder ebenfalls an Deck, im Salon sitzt/liegt niemand, der ist dem Schiffsführer und den Wachführern vorbehalten.

Die Crew, die dieses Schiff im Moment bevölkert, besteht aus dem Skipper, seinen zwei Kindern, alle drei hervorragende Segler, dann kommt lang nichts, dann ein paar fliegende Fische, die leider immer wieder an Deck verdorren, weil wir sie nicht schnell genug finden. Dann kommt der Rest, soll heißen zwei Frauen und zwei Männer, die eine Stange Geld dafür bezahlt haben, dass sie hier sein und mitarbeiten dürfen:

Paul ist ein ‚Infizierter‘. Er selbst bezeichnet sich mit diesem Wort und er verwendet es für Menschen, die segeln, wann und wo immer es möglich ist, als wäre Segeln ein Virus, an dem man erkrankt, sich selbst bezeichnet er als unheilbar. Derzeit ist er dabei den FB4-Segelschein (weltweite Fahrt) zu machen und braucht Seemeilen in verschiedenen Revieren, daher dieser Törn.

Karin, zwar keine FB4-Anwärterin, aber auch eine ‚Infizierte‘, hat sich diesen Törn zu ihrem vierzigsten Geburtstag geschenkt.

Ralf ist auch ein Supersegler, er war in Jugendjahren sogar in irgendeiner Bootsklasse im olympischen Kader, jetzt segelt er immer noch gern, aber nicht mehr ausschließlich. Im Jänner wird er in das väterliche Unternehmen einsteigen. Als Übergang vom alten zum neuen Lebensabschnitt hat er sich einen Mountainbiketrip durch die Wüste verordnet (den hat er schon hinter sich) und diesen Segeltörn.

Ich bin über fünfzig, weder sportlich noch unsportlich, infiziert bin ich mit Sicherheit nicht, wenn ich etwas bin, bin ich immun. Nach fünfundzwanzig Jahren mit Paul habe ich mich heuer zum A-Schein (Segelschein für österreichische

Binnengewässer) durchgerungen und das nur, weil wir sonst in Griechenland zu zweit kein Boot chartern dürften.

Zu diesem Törn komme ich wie die Jungfrau zum Kind: Paul und ich sitzen beim Abendessen und er sagt: „Die drei Wochen Atlantik habe ich heute fix gemacht.“ Ich darauf: „So einen Törn würde ich auch fahren. Das muss ein tolles Abenteuer sein.“ Er verdattert: „Du würdest mitfahren?“ Ich: „Warum denn nicht?“ Er begeistert: „Dann fahr mit!“ Und schenkt ihn mir. Einfach so. Und jetzt habe ich mein Abenteuer.

Im Moment gibt es für mich so viele Herausforderungen von in der Früh bis in der Früh, dass das Zwei-Kasten-System, das auf unserer Nusschale herrscht, nur eine der Wellen ist, die meine Nusschale auf Trab halten. Eigentlich gibt es nichts, das keine Herausforderung für mich ist, keine Welle, die mich durch die Gegend beutelt, ich schwimme in einem Meer aus Ungewohnheiten.

Ich komme nicht einmal dazu die Platzangst zu haben, vor der ich solche Angst hatte, weil ich das Schiff nicht verlassen kann, weil ich drei Wochen mit sechs Leuten, von denen ich fünf nicht einmal kenne, auf ein paar Quadratmetern zusammengespart bin, egal, was passiert, nicht nur mich kann die Panik packen, jeden kann die Panik packen, ich kann drei Wochen nur kotzen, wir können uns zerfleischen, wir können so gut wie alles außer herunter, es sei denn, das Schiff geht unter oder wir springen oder werfen uns gegenseitig über Bord. So viel Mühe habe ich mir gegeben mir diese Szenarien auszumalen, als der Boden unter meinen Füßen noch fest war, ich mir aussuchen konnte, wie viele Schritte und wohin. Und jetzt habe ich keine Zeit dafür, keinen Platz für die Platzangst und für die Angst vor der Platzangst schon gar nicht.

„Aufstehen! Wachwechsel! Es ist zehn vor zwei!“ (in der Nacht)

Irgendetwas viel zu Helles. Ein blauweißer Knödel fuhrwerkelt in meinem Gesicht herum. Was um Himmels Willen ist das? Jetzt setzt er sich in mein linkes Auge und explodiert dort. Ich versuche nicht einmal mehr zu blinzeln.

„Ich komme schon.“

Wer hat gerade „Ich komme schon“ gesagt? Ich?

„Komm! Du musst dich anziehen!“

Jemand oder etwas packt meine Zehen und beutelt sie.

„Jaaaa!“

Der blauweiße Knödel verschwindet. Dafür kommt mir jetzt ein roter bedenklich nahe.

„Frau! Komm! Wir haben Wache!“ Paul. Mit einem roten Licht am Hirn.

„Vergiss deine Stirnlampe nicht! Und stell sie gleich auf rot, damit du die anderen nicht blendest. Und die Schwimmweste und das Notblitzlicht<sup>17</sup>! Ich bin oben!“

Der rote Knödel tritt ein paar Schritte zurück und weg. Zwei Füße hieven hundert Kilo den Niedergang hinauf. Es ist stockfinster. Es schaukelt. Oben Stimmen. Eine davon Paul: „Wenn du willst, übernehme ich das Ruder.“

Jetzt bin ich wach. Und die Letzte. Meine Brille. Nein. Zuerst die Stirnlampe. Egal. Die Brille findet meine Finger zuerst. Ich sehe trotzdem nichts. Ich brauche die Stirnlampe. Oder die Taschenlampe. Hier ist die Taschenlampe und die Taschenlampe findet die Stirnlampe. Stirnlampe aufs Hirn und auf rot. Mann! Schaut das krass aus! Und was ziehe ich jetzt an? Egal. Ein T-Shirt. Ich muss aufs Klo. Und Schuhe. In der Nacht ist es nass. Rutschig.

Du lieber Himmel! Ein dunkelrotes Klo! Und Luft gibt es auch keine (weil die Luke wegen starker Schräglage nicht geöffnet werden darf). Nein. Wenn ich mich

hier zwischen den Seehähnen und der Klomuschel schon ‚darrstesse‘, bevor ich erstickte, dann wenigstens mit Licht. Stirnlampe auf weiß. Ist das heiß hier!

Dann in die Kabine die Schwimmweste holen. Den Niedergang hinauf. Luft.

„Du blendest! Schalte um auf rot oder aus!“

Aus.

Eine Gestalt löst sich aus der Ecke im Cockpit, nickt mir zu: „Guten Morgen und Gute Nacht!“ und verschwindet im Niedergang. Karin. Sie hat gewartet, bis ich sie ablöse.

„Entschuldige, dass ich so lange gebraucht habe. Weck mich bitte nächstes Mal zehn Minuten früher.“

„Keine Ursache. Geht in Ordnung.“

Herrlich kühl ist es hier.

„Ziehst du dir bitte die Schwimmweste an?“

„Ja.“

Der Lifebelt<sup>18</sup> hängt sich wie ein Sandsack an den leeren Magen.

„Wie viel Kilo trage ich da mit mir herum?“

„Hast du das Notblitzlicht?“

Scheiße.

„Ich hol es gleich.“

Schwimmweste wieder aus. Niedergang hinunter. Stirnlampe auf rot. In die Kabine.

„Entschuldige, Karin. Ich habe den Notblitz vergessen.“

Notblitz suchen.

„Schlaf gut. Und entschuldige noch einmal. Morgen geht es schon besser.“

„Ja, ja. Mach dir nur keinen Stress“, murmelt es aus dem Leintuch.

Niedergang wieder hinauf. Stirnlampe aus. Schwimmweste an. Notblitz am Oberarm festzurren.

„Ist es nicht schön hier?“

Pauls Stimme trieft vor Zufriedenheit.

Ja.

Traumhaft schön.

Schäumende grauweiße Gräser, vielleicht sind es Blumen, wuchern auf dem schwarzen Abhang, den wir entlangfahren in der Nacht, immer geradeaus am Fuß dieses Abhangs entlang, Stunden, Stunden, und je stärker die Schräglage des Schiffes, desto steiler der Abhang, aber nur, wenn ich sitze, fahren wir an diesem Abhang entlang, wenn ich am Ruder stehe, fahren wir einen Berg hinunter, besser: auf der Oberfläche einer riesigen Kugel dahin, als würde man in der Nacht sehen, dass die Erde rund ist, als würde sich die Erde in der Nacht ausziehen, kleiner, handlicher werden, damit das Auge ihre Rundung anfassen kann, und wenn die Sterne am Horizont auftauchen, langsam aufsteigen, oben dahin ziehen und auf der anderen Seite wieder hinterm Horizont verschwinden, kann ich es angreifen, dass wir uns auf einer Kugel mit vielen Kugeln im Weltall bewegen und ich habe nicht die geringste Angst herunterzufallen oder sonst wie verloren zu gehen in diesem Tanz. Als würde das Fehlen jeder optischen Ablenkung einem zwar die Puppenhaus-Illusion nehmen, dafür aber die Erfahrung zurückgeben in einen riesigen Organismus eingebettet zu sein und das Wissen, dass das nichts ist, vor dem man sich fürchten müsste, ganz im Gegenteil.



Trotzdem bin ich heilfroh, dass ich nicht allein bin an Deck in der Nacht. Es ist die Dunkelheit, das schwarze Wasser, diese fremde, lichtlose Unendlichkeit, in der (ich das Gefühl habe, dass) einen niemand mehr findet, wenn man in sie hineinfällt, die einen verschluckt und irgendwo in ihrem riesigen Bauch als Fettreserve speichert.

Die Höhle betreten, von der es heißt, in ihr wohnt ein Drache. Um diesen Schritt geht es und warum man ihn tut. Nicht um den Drachen. Habe ich diesen Satz geträumt?

„Ein Fisch! Ein Fisch hat angebissen!“

Die nackte Wade, die vor meiner Luke baumelt, verschwindet, im nächsten Augenblick rumpeln die Schoten<sup>19</sup>, der Großbaum<sup>20</sup>, Füße den Niedergang herunter.

„Ein Fisch hat angebissen!“

Ein Küchenkastentürl nach dem andern wird aufgerissen und wieder zugeknallt.

„Wo ist der Schnaps?“

Schubladen werden herausgerissen, dreimal so viele Füße den Niedergang hinauf.

„Wo? Zeig her! Kann ich helfen?“

Noch zwei Füße.

„Hier ist der Schnaps! Schütt ihm ein Viertel hinter die Kiemen, dann wird er sofort bewusstlos!“

„Das Messer! Ich brauch das lange Messer! Und einen Hammer! Oder den Fleischklopper, wenn wir so etwas haben!“

Etwas klatscht auf den Boden. Das Morden über mir hört sich fürchterlich an. Roh mit einer Sauce aus Olivenöl, Limettensaft, Knoblauch, Salz und Pfefferoni, gebraten, in Weißwein gedünstet mit Tomaten und Limettenscheiben, eine Königsmakrele, 110 cm Länge (samt Kopf und Schwanz), 6 bis 10 Kilo, sieben Leute baden zwei Tage in ihrem Fleisch.

Das kleine Waschbecken im Bad (plusminus 1,5 Quadratmeter mit WC, Dusche und Waschbecken) neigt sich mir entgegen, das winzige Wasserpfützchen in ihm schwabbelt und schwappt über den Rand, der Waschfleck nicht, an dem halte ich mich fest, der wird mit mir gegen die Badezimmertür gepresst und wenn jetzt jemand die Tür aufmacht, fliegt er mit mir und meinem Waschfleck durch die Kajüte und wir kleben an der nächstbesten Wand. Das heißt, den Handlauf beim Waschbecken packen, mich zum Waschbecken hin(auf) und von der Tür weg ziehen, blitzschnell umdrehen, den Riegel zumachen, mich blitzschnell zurückdrehen und wieder gegen die Tür sinken lassen. Wie sagte mein Hausarzt, als ich ihn um eine Bestätigung bat, dass mein Gesundheitszustand eine derartige Reise erlaubt? „Ist Ihnen Ihr Leben noch nicht anstrengend genug? Brauchen Sie das auch noch?“ Einen Hauch Seife brauche ich noch. Weit weg. Alles ist weit weg, wenn man mit dem Rücken auf der Tür liegt. Wie macht das ein Hundertkilomann? Handlauf, Füße verkeilen, Schwerkraft überwinden, was ist das schon, wo ist die Lotion, hier, wo stelle ich sie zwischendurch ab, nirgends, ein Patzen auf die Hand genügt, ohnehin viel zu viel für das Wasserpfützchen, aber ich könnte mir ja noch ein Pfützchen nehmen, zwei Liter darf ich ja, ein Viertel zum Zähneputzen, ein Viertel zum Gesichtwaschen schon verbraucht, habe ich noch gut einen Liter, wenn ich das Pfützchen da im Waschbecken auch noch wegrechne. „Du hast keine Ahnung, was man mit zwei Liter Wasser alles anfangen kann.“ Wer hat das zu mir gesagt? Nicht wichtig. Mir würden zehn Liter jetzt nicht mehr nützen als zwei, mit dem Rücken auf der Tür, glitschnass, der Waschfleck das einzig Trockene, vielleicht

halte ich ihn deshalb so fest, aber ich weiß jetzt wenigstens, dass ich schwitzen kann und wie es ist gedünstet zu werden, weiß ich jetzt, das heißt, ich weiß jetzt eine ganze Menge, die ich vorher nicht gewusst habe, dabei ist die Luke schräg über mir offen, aber sie ist winzig und wir sind in den Tropen und damit hat es sich und jetzt tauch ein den Waschfleck, damit er endlich auch nass ist und tu weiter, sonst zerrinnst du hier in diesem Sch(w)eißbad zu einem Fettfleck, auf dem der Nächste ausrutscht, und dass es hier auch nur um den Schichtwechsel geht, müsstest du längst wissen, überall geht es um den Schichtwechsel, nirgendwo geht es um irgendetwas anderes, weil der nächste Fisch schon auf das gelbe Gerümpel aus meinem Waschbecken wartet, während mein Körper das nächste Kilo Schweiß aus seinen Poren presst, und das Gerümpel wartet, dass es durch den Ausguss ins Meer verschwinden kann, wenn ich herausgefunden haben werde, welcher der drei Seehähne für das Waschbecken zuständig ist und ihn aufgemacht und dann schnell wieder zugemacht haben werde, damit das Meer nicht zu mir kommt, weil meine Schicht (sprich: Wache) jetzt gleich anfängt und ich aufhören muss an dieser blöden Tür zu kleben.

Ganz ruhig stehen, sich nirgendwo anlehnen, das Konstrukt aus Winkeln, Kurven, Geraden, Spiegelchen, Blättchen, Schraubchen und Hebelchen (ein Sextant<sup>21</sup>) mit beiden Händen in Augenhöhe halten und zwar ruhig in Augenhöhe halten und lang in Augenhöhe halten und dabei mit der dritten Hand an verschiedenen Schraubchen drehen und mit der vierten die passenden Hebelchen drücken und selbstverständlich durch den richtigen Spiegel schauen und dabei nicht blinzeln und nicht wackeln und keinen Muskelkrampf kriegen und so Unglaubliches bewerkstelligen wie ‚die Sonne auf die Kimm herunterholen‘.

Astronavigation ist faszinierend, aber mein Hirn ist um drei Nummern zu klein dafür. Mir müsste man das in winzigen Stücken vorsetzen, am besten pürieren und Kaffeelöffelchen-weise in den Mund stecken (aber nicht schoppen!) und immer wieder von vorne anfangen und noch einmal erklären und das mit dem Sextanten zeigen und wie ich zu den zwei zusätzlichen Armen bzw. Händen komme.

Was müssen die Menschen früher mutig gewesen sein. Die Ränder einer Scheibe ausloten, die zwischen Himmel und Hölle fixiert ist. In ein weißes Blatt Papier hineinfahren. Die Entdecker und ihre Mannschaften. Und die Familien, die sie gehen lassen (müssen).

Da liegst du in deiner Soße aus Salz und Schweiß in einem winzigen Viereck ohne Luft, es rumpelt und ruckt, das Wasser rauscht neben und über dir, du liegst in einer fahrenden Badewanne und starrst an die Decke, nur dass das Wasser außen ist, dämmerst weg in das Rauschen, bis der Bug ins Wasser knallt und du in der Sekunde senkrecht im Bett sitzt, weil du glaubst, der Rumpf bricht auseinander, er bricht aber nicht auseinander und du legst dich wieder nieder und dämmerst wieder weg und der Bug knallt wieder ins Wasser und er knallt oft und oft und oft ins Wasser und irgendwann hast du zwar begriffen, dass Schiffsrümpfe offenbar unheimlich viel aushalten, schlafen kannst du aber trotzdem nicht, weil diese Erkenntnis das Knallen nicht leiser macht und das Rumpeln und Rucken deinen Körper ständig auf Trab hält weil das Gleichgewicht suchen lässt, aufstehen könnte man natürlich, aber eigentlich würde der Körper Schlaf brauchen, aber schlafen kannst du nicht, ich zumindest nicht, ich kann nicht einmal mit Ohropax schlafen, mit Ohropax werden die Geräusche zwar dumpfer, aber sie werden anders

unangenehm, weder schlafen noch aufstehen, freilich kann ich aufstehen, aber was mache ich, blöd in der Gegend herumsitzen oder liegen oder wanken und warten, bis die Zeit bis zur nächsten Wache vergeht oder mir Seebeine wachsen, die mich in diesem schrägen Auf und Ab auf den Beinen halten oder mich im Bett verkeilen, viele Seebeine brauche ich, sechs sind zu wenig, mindestens zwölf müssen in meinen Ohren liegen und über den Augen und mir eine Gute-Nacht-Geschichte erzählen, während sie mir den Rücken massieren und ein Joghurt mit Früchten kommt auch gleich.

„Schnell! Kann mir jemand hier hinten helfen?“

Paul auf der Badeplattform zerrt an einem Kübel.

„Verdammt!“

Er zieht den Kübel aus dem Wasser, dreht ihn in den Händen, tastet ihn aus, tastet ihn noch einmal aus, schüttelt den Kopf.

„Was ist denn?“

Er dreht sich um, zuckt mit den Schultern.

„Meine Zähne. Meine Zähne sind weg.“

Die Augen ratlos.

„Davor habe ich mich am meisten gefürchtet: dass mir eine Prothese hineinfällt. Aber dass mir beide hineinfallen ...“

Die Lippen zittern, zögernd zieht sich ein Zipfel in die Höhe, dann einer auf die Seite, widerwillig, und weiter, unten und oben klaffen zwei große Löcher in den Zahnreihen, suchen ein Grinsen, finden ein halbes, die Lippen ziehen sich noch mehr auseinander, noch ein Loch. Wie ein Pferd bleckt er jetzt trotzig die Zähne. Er erspart uns nichts. Minimum sechs fehlen.

Der erste lacht.

Ein paar Tage in den Tropen dünsten und die Haut ist wie Samt.

Ein entsetzlicher Gestank zerrt mich aus dem Schlaf. Ich habe das Gefühl, ich liege in faulen Eiern. So kann ich doch um Himmels Willen noch nicht stinken, denke ich, fahre in die Höhe und fange an an mir herumzuschnüffeln, bis ich sehe (die Kabinentür in den Salon steht offen), dass die Eisschränke ausgeräumt sind und geputzt, sprich: mit Salzwasser ausgewischt werden. Ich springe aus dem Bett, mache die Tür blitzartig zu und drücke die Decksluke nach oben auf, da schreit Karin von oben: „Jetzt nicht!“ und knallt sie wieder zu, gerade noch rechtzeitig, ein Wasserschwall verwischt die Konturen ihrer Hand. Ich sinke wieder aufs Bett und liege und liege und irgendwann rieche ich nichts mehr, weil mein Gehirn aufgehört hat die entsetzlichen Botschaften der Nase entgegenzunehmen, aber der Magen krampft, der lässt sich nichts vormachen, auch wenn er nichts riecht. Dass das ein praktischer Mechanismus ist, denke ich, und dass dieser Mechanismus, wenn er auf einer Ebene funktioniert, auch auf anderen Ebenen funktioniert und dass das entsetzlich ist, dass wir blind werden und taub und je entsetzlicher das Entsetzliche, desto weniger nehmen wir es zur Kenntnis und ob wir nicht nur entsetzlich wehleidig sind, denke ich, und faul (ich z.B. könnte die stinkende Kabine verlassen und mich an die frische Luft setzen) und dass, wenn das so ist, wir reichlich traurige Gestalten sind.

1 kg Roggenmehl, 2 Backpulver, 3 Dosen Bier, 1 Esslöffel Salz, 2 Esslöffel Brotgewürz. Alles durcheinander und ab ins Backrohr.

„Wir kommen in die Kalmen. Der Wind geht aus.“

Tatsächlich. Als würde jemand einen Hahn zudrehen. Langsam.

Kalmen sind windstille bzw. sehr windarme Gebiete und ein derartiges Gebiet ist die Innertropische Konvergenzzone, kurz ITC. Sie liegt zwischen dem zehnten südlichen und dem zehnten nördlichen Breitengrad. Hier treffen die nordöstlichen Passatwinde der Nordhalbkugel und die südöstlichen der Südhalbkugel aufeinander. Die Luft erwärmt sich bei diesem Zusammenprall und steigt bis in die Grenzschicht der Erdatmosphäre auf, dabei bilden sich starke Wolkenformationen und es kommt häufig zu Gewittern, in den hohen Luftschichten entstehen starke Strömungen, die sog. Antipassate, im Basisbereich bewegt sich so gut wie nichts.

Da sich die ITC rund um den Äquator erstreckt, wird diese windstille Zone auch Kalmengürtel genannt und das Fatale an diesem Gürtel ist bzw. war für die Segler früher, dass er wandert, dass man also mehr oder weniger lang ohne Wind auskommen muss, je nach dem, ob man sich in oder gegen die Wanderrichtung der windlosen Zone bewegt. Wir bewegen uns, so unser Skipper, im Moment gegen ihre Wanderrichtung, haben also die Chance, relativ schnell durchzukommen. Ein paar Tage wird es aber jedenfalls dauern.

„Wir stehen einen ganz schlechten Kurs.“

Das Wasser ist glatt wie eine Elefantenhaut. Beim Aufwachen heute hat es so stark geschaukelt, dass ich nicht auf der Seite liegen konnte, es war einfach nicht möglich, ich bin entweder auf den Rücken oder auf den Bauch gerollt (worden). Und auf dem Rücken/Bauch liegend war es wie in einer Hollywoodschaukel. Jetzt ist es glatt mit langen, weichen Wellenbewegungen.

Früher sind die Leute hier zugrunde gegangen. Heute schaltet man den Motor ein und wenn man nicht Wache hat, kann man super schlafen in dem gleichmäßigen Vibrieren.

„Bitte immer in der Nähe der Leine bleiben!“

Ein riesiger Kugelfender<sup>22</sup> schwimmt an einer langen Leine hinter dem Boot. Maximal drei dürfen gleichzeitig im Wasser sein.

„Die Gefahr von Haifischen ist hier nicht sehr groß.“

Herrlich. Ein paar tausend Meter über dem Grund. Irgendwo.

„Wo deine Zähne jetzt wohl sind. In wie viel tausend Metern Tiefe schweben sie? Auf Grund gelaufen sind sie sicher noch nicht. Oder glaubst du, hat sie ein Fisch gefressen?“

Drei schwarze Löcher und zwei Augen grinsen mich an.

„Keine Ahnung.“

Motor ausgeschaltet. Öl saftet aus dem Getriebe. Motorraum offen. Kluge Männer brüten über ölgetränkten Küchenrollenknödeln. Das Schiff schaukelt in der Dünung wie eine leere Zündholzschachtel.

Manchmal ist es herrlich das kleinste Rädchen im Getriebe zu sein. Wie in Kindertagen. Kein Wissen-müssen, kein Mit-angreifen-sollen, nur bitte so nett sein und aus dem Weg gehen. Hier einfach sitzen dürfen und den Sonnenuntergang genießen und wissen, dass sie das schon machen, dass er das macht. Dafür danke.

Der Horizont versinkt mit der Sonne im Dampf, Dunst, Nebel, was immer das ist. Kein Himmel, keine Erde, alles eins.

Der Südostpassat hat uns in diese Stille hineingeblasen, wann uns der Nordostpassat abholt, ist noch ungewiss. Hier ist alles offen.

Der Äquator ist der Kreis auf der Oberfläche einer Kugel, der von beiden Polen gleich weit entfernt ist. Er ist nicht auf der einen Seite und nicht auf der anderen, obwohl er beiden Seiten angehört. Er ist ‚der Gleichmacher‘, er teilt die Kugel in zwei gleich(groß)e Hälften. Er ist das, was die beiden gemeinsam haben und das, was sie voneinander trennt. Das Schema von Gut und Böse existiert hier nicht. Dafür kann man ‚die Zehen von Neptun‘ fast greifen, das Ungeheure, weil (keiner der) beiden Seiten Zuordenbare, das erschreckt, dessen Anblick die Augen schließt oder öffnet. Ein Moment der Ewigkeit, in der man stirbt, für das eine oder für das andere. Irgendein Tod war einem in diesen Breiten hier früher gewiss. Ein idealer Ort für ein Sakrament. Die letzte Ölung oder die Taufe.

Gewitterslalom in der Nacht. Am Radarbildschirm sieht man die Gewittertürme wie Schiffe und wie Schiffen kann man ihnen ausweichen. Draußen (sprich: an Deck) sieht man nichts, nur tiefschwarze Ungeheuer von/auf allen Seiten und schwarzen Dunst in der schwarzen Luft und durch Löcher im Dunst hie und da, aber wirklich nur hie und da, den Sternenhimmel blinken. Die Kompassnadel in der beschlagenen roten Kugel die einzige Orientierungshilfe (für mich), aber wenn nichts anderes da ist, ist sie da und die anderen sind da und ruhig und kompetent und er ist da, immer wieder kommt er zu uns ins Cockpit, als hätte er das Radargerät eingebaut oder würde die Gewittertürme in den Leintuchfalten lesen und jede Veränderung in der Luft in den Gedärmen spüren, und Angst ist keine da, überhaupt keine. Allein würde mich die Panik packen oder der schwarze Mann von hinten.

„Ein Bekannter hat erzählt, er war ein paar Wochen nur mit einem Zweiten unterwegs und bei seinen Solo-Nachtwachen hat er am Bug immer eine schwarze Gestalt stehen sehen.“

„Jeden Tag?“

„Jede Nacht.“

Danke sagen an einem grauen Vormittag mit Nebelregen, dass er immer da ist, wenn es dünn wird und ihn fragen, wie er das macht, dass er immer im richtigen Moment aufwacht und noch keinen einzigen dünnen Moment verschlafen oder übersehen hat, und ihm sagen, dass es schön ist eine Atlantiküberquerung in einem derart geschützten Rahmen machen zu können. Und es so meinen.

Baden Nr. 2: Im Wasser zwischen Wellenbergen. Die Wellen sind jetzt wirklich Berge. Wie riesige, milchblaue Sanddünen, die ein Puppenspieler von unten bewegt. Hier könnte man schwimmen, wie man will, man würde immer auf der Stelle treten.

Die Bewegung fehlt mir und wenn es so stark schaukelt, die Beweglichkeit. Jeder Klogang eine Anstrengung. Ein Häferl mit heißem Tee/Kaffee den Niedergang heraufbringen ein Abenteuer. Aber das Schlimmste ist, dass es nichts zu tun gibt. Kochen könnte ich, aber im Salon ist es mir viel zu heiß und es schaukelt mir viel zu stark. Ich kann nicht einmal lesen, wenn es so schaukelt, mir wird sofort schlecht. Schreiben ist besser, aber ich schreibe nur Blödsinn. Mein Hirn ist zu Brei zerschaukelt und das Rundherum um den Brei tut weh. Apathie ist das Wort, das hinkommt, lose Teile an der Kippe zum Auseinandertriften. Da ist Kotzen noch

besser, viel besser, traumhaft, alles ist traumhaft im Vergleich zu dieser anwesenden Abwesenheit, die einem alles nimmt außer die notwendigsten Körperfunktionen und würde sie einem die auch noch nehmen, wäre das super, dann wäre es endlich vorbei und die doppelte Nachtwache in diesem gestockten Schwarz gäbe es auch nicht mehr, wenn du im Finstern schlafen gehst und vier Stunden später im Finstern wieder aufstehst und den Niedergang wie eine halbtote Fliege hinaufkrabbelst und schwarz siehst und sonst nichts, weil der Dunst die Sterne verschluckt hat, und dann sitzt du und stehst du und sitzt du wie in einer Blutwurst und irgendwann bröckelt die erste schwarze Schicht und die zweite und irgendwann wird es hell und wenn es ganz hell ist, legst du dich in die Kajüte in den Schweiß deines Kabinengefährten und suchst in seinem abgestandenen Atem nach deinem Schlaf.

„Wir fahren über den Äquator!“, brüllt es von unten. „19:26 Uhr!“

Alle Augen richten sich auf den Niedergang. Was kommt jetzt? Er als Neptun verkleidet? Schwer bis nicht vorstellbar. Aber wenn die Geschichten stimmen, die erzählt werden und die es haufenweise zu lesen gibt, muss jetzt irgendjemand als Neptun verkleidet auftauchen und die Äquatortaufe vornehmen.

Ein Gesicht taucht auf, sichtlich ungeschminkt, lacht von einem Ohr zum anderen, das ist das einzig Ungewöhnliche, und die dünne, sonnengebräunte Gestalt, wie sie jeder kennt, in der ewig gleichen Badehose mit dem immer größer werdenden Loch hinten. Also keine stinkenden, grün, grau, blau oder sonst wie verschmierten Zehen küssen müssen. (Das sei das Mindeste, das man bei einer Äquatortaufe tun müsse, hat man mir erklärt: die Zehen von Neptun küssen und diese Zehen hätten es in sich.)

Er hält nur ein paar Zettel in der Hand, er freut sich sichtlich. Er sagt ein paar Worte zur Äquatortaufe, dass sie ein Ritual ist, dem alle Mitglieder einer Schiffscrew unterzogen werden, die den Äquator zum ersten Mal auf einem Schiff überqueren und dass Neptun dieses Ritual vornimmt, durch einen Stellvertreter, und dass die Täuflinge durch diese Zeremonie, die wie die Taufe auch eine Reinigung ist, vom Schmutz der Erdhalbkugel gereinigt werden, von der sie kommen, damit sie ‚gehörig gesalbet und wohl vorbereitet‘ sind seine Gewässer auf der anderen Seite des Äquators zu befahren. Und dass wir Glück haben, sagt er, dass uns die üblichen Prozeduren erspart bleiben. Dann drückt er jedem von uns einen Taufschein in die Hand, mit dem bescheinigt wird, dass wir heute von der Nordhalbkugel auf die Südhalbkugel wechseln.

„Ihr müsst entschuldigen, wir haben für die Hin- und Rückfahrt das gleiche Formular.“

Unser Skipper, wie er leibt und lebt ...

Von hinten ein Wasserschwall ins Genick. Und gleich noch einer. Der Fotoapparat blitzlichtet fleißig. Eine Sektflasche macht die Runde.

„Hebt diese Urkunde gut auf und nehmt sie mit, wenn ihr das nächste Mal den Äquator überquert, ihr werdet sonst noch einmal getauft und dann kommt ihr wahrscheinlich nicht so glimpflich davon!“

Ralf zieht eine kleine Dose aus der Ölzeugjacke, aus der er vier Kerzen zaubert und am Deckel der Dose befestigt, und stellt sie unter die Sprayhood. Er zündet zwei der vier roten Winzlinge an.

„Heute ist der zweite Adventssonntag!“

Er bläst sie wieder aus. Sie müssen noch zwei Sonntage halten.

„Ich habe jetzt die Wahl zwischen zwei Übeln: Entweder ich springe ins Wasser oder ich bleibe hier.“

Es ist so finster und so luftlos und die Nacht, die vor mir liegt mit den zwei Nachtwachen, ist mindestens so lang wie das Meer hier tief ist und mir ist so kalt und sein Rauschen ist so laut und der schwarze Abhang, den wir entlangfahren, ist so steil, und jede Minute dauert eine Stunde, das sind immerhin, keine Ahnung, wie viele Stunden das sind, aber ich weiß schon, dass ich es aushalte, weil ich weiß, dass ich viel aushalte, das ist ein Vorteil vom Älterwerden, dass man, wenn man viel aushält, das irgendwann im Lauf der Jahre bemerkt und dass einem das hilft, wenn man das weiß, wenn einem die Scheiße wieder einmal bis in die Nasenlöcher kriecht, dass man Luft bekommt, auch wenn man keine Luft bekommt, auch wenn man nicht weiß, woher man diese Luft bekommt, und dass morgen, spätestens übermorgen das Leben wieder ganz anders aussieht, weiß man auch, auch wenn man nicht weiß, warum das so ist, weil die Nacht morgen gleich finster sein wird wie heute ...

„Na, na!“

Paul neben mir rutscht näher, legt mir den Arm und die Schulter, schmatzt mir ein Büschel nassen Kratzbart auf die Nase, noch ein „Na, na!“

Dann fängt er an wie ein Wasserfall zu reden. Er fragt mich Sachen, die er überhaupt nicht wissen will (wenn er so mit mir redet, weiß ich sofort, er macht sich Sorgen um mich und das beruhigt mich schon), erzählt mir Dinge, die er mir schon hundertmal erzählt hat und noch fünfzig dazu, die mich überhaupt nicht interessieren, würde er singen können, würde er mir etwas vorsingen, so plappert er alle Sätze aus sich heraus und um mich herum, die er in seinen Gehirnwindungen erwischt, dann schickt er mich ans Ruder und sitzt brav hinter mir, dann spielt er wieder Wasserfall (Wie fallen jemandem, der sonst fast nichts redet, auf Knopfdruck so viele Sachen ein?), dann schickt er mich ein Wurstbrot holen, dann eine Wasserflasche, dann verwandelt er sich wieder in hunderttausend Millionen springende Wassertröpfchen ...

„Wie Neptun wohl aussieht?“

„Du hast aber auch Fragen.“

Der Wind ist wieder da. Sonnenschein. Starker Wind. Mordswind. Mordswellen. Die Küche ist geschlossen, scharfe Messer verboten, Geschirrabwaschen auf der Badeplattform auch.

In der Nacht Segeln unter Sternen.

In der Früh vollbringt Paul eine Heldentat. Er kocht mir Tee.

Wenn der Rudergänger wechselt und du liegst unter Deck in deinem Bett und schläfst nicht, wechselst du die Welt, jedes Mal, vor allem bei starkem Wind ist die Geräuschkulisse enorm, der Wechsel kann eine Erlösung sein oder ein Schock, ohne Vorwarnung läuft das Schiff auf Grund, donnert in eine Betonrinne hinein, schlägt auf den Boden, rumpelt dahin, quietscht wie ein Schlitten über Schotter, pempert in dieser Rinne, die offenbar immer schmaler wird, schlägt gegen die Seitenwände, bleibt stecken, du hast das Gefühl, du musst aussteigen und anschieben, es ruckt nur mehr und zuckt, du setzt dich auf und schaust bei einer Luke hinaus und siehst das Wasser vorbeizischen ... erleichtert holst du Luft und räumst die Betonrinne aus deinem Gehirn, aber nur, bis du dich wieder niederlegst oder du stehst auf, oder du hast Glück und der Rudergänger wechselt und löst das Schiff aus dem Beton und die

beiden galoppieren dahin, leicht, als gäbe es nichts Leichteres, manchmal hat das Pferd sogar Flügel.

Kekse, Käse, Tomaten, Ölzeug, Südwest<sup>23</sup>, Gummistiefel ein Muss, der Fotoapparat im Unterwassergehäuse auch, aber das lässt sich nicht einfangen, zumindest von mir nicht mit meinen salzverschmierten Brillen, die Haftschalen spare ich mir, das Salz ist mir lieber auf der Brille als in den Augen, die spitzen Schreie, wenn die Welle von hinten kommt, werden seltener, wir sind Gewohnheitstiere, bleibt nur das nasse Lachen, wenn das Wasser in den nassen Kragen rinnt, die Schuhe nicht mehr trocken werden, die Füße auch in den halbwegs trockenen Gummistiefeln feucht bleiben, die zum Trocknen aufgehängten Hosen immer wieder in den Wasserlacken landen, die trotz des ständigen Wasserzu- und -abflusses die Keksbrösel seltsamerweise nie zum Verschwinden bringen, sie immer wieder schaumig aufrühren zu einem Dessert, auf das niemand Lust hat, die Flüche von unten, wenn ein Schwall den Niedergang hinunter und auf die ausgebreitete Seekarte hechtet, das nicht unterzukriegende „Herrlich!“ von Paul, die Sprayhood, die wie eine zerkratzte, schuppige Haut zwischen dem Wasser, das übers Deck gefahren kommt, und dir steht, die Gischt ...

Die grüne Farbe kommt wieder. Die letzte Melone. Kein Futzerl Angst.

„Wende!“

Die Schoten poltern durch mein Hirn, der Großbaum auf die andere Seite. Das Bett kippt. Ich mit. Etwas bohrt sich in mein Kreuz. Nicht wirklich. Nur die Reisetasche und der Seesack. Ein paar Bücher. Plastikflaschen. Alles ein Haufen. Unterhalb ich. Und die Erkenntnis: Geradeaus ist fertig. Das heißt: Jetzt beginnt der Endspurt!

Alles ist feucht, klamm, kalt. Nichts mehr wird trocken, weil alles salzig ist. Kein Schritt mehr ohne Schuhe, keine Nacht mehr ohne Ölzeug und jede Nacht eine Schicht mehr unter dem Ölzeug. Schlafen mit Woldecke. Die Tropen sind Vergangenheit. Sich auf dem Schiff bewegen wird zunehmend Präzisionsarbeit. Vor jedem Schritt ein Plätzchen suchen für den Fuß, auf dem keine Schoten liegen (da sie bei jeder Wende gebraucht werden, hängen die meterlangen Schnüre über den Niedergang bis in den Salon herunter), in dessen Nähe keine Ecken und Kanten lauern, das aber auch nicht auf einer allzu großen freien Fläche liegt, weil ab einer gewissen Neigung sogar Gummiprofile auf einem rutschigen Untergrund die Beherrschung verlieren, aber das beste Profil nützt nichts, wenn die Hände nicht auf Schritt und Tritt dabei sind, der Gang ist zwar noch aufrecht, der Ausdruck Zweibeiner aber nicht mehr hundertprozentig, und nicht einmal Füße und Hände zusammen sind genug. Augen, Ohren, alles. Was jetzt nicht mittut, wird gelyncht.

Müsste ich diesen Törn mit einem einzigen Wort umschreiben, müsste ich keinen Augenblick nachdenken. Es wäre ANSTRENGEND.

Heute Nacht oder morgen Früh müssten wir zum ersten Mal Land sehen ...

Wenn ich suche, wenn ich da bin und weiß, dass da etwas ist, eine Idee, die ich nicht kenne, ich weiß nur, dass sie da ist, ein Küstenstreifen, der demnächst am Horizont auftauchen muss, eine ausgestreckte Hand, die durch meine Finger aufs Papier will, warte ich, das gehört dazu, dass ich sie nicht angreifen kann wie ein Stück Brot,



nicht einmal wie eine Hand, weil wir nichts voneinander Getrenntes sind, trotzdem kann ich sie nicht niederschreiben, weil ich sie nicht habe, weil da etwas ist, eine Distanz, die mich daran hindert über sie zu verfügen, mich ihr in die Arme und ins Maul zu schmeißen, ich würde es sofort tun, wir würden es beide tun, die Anziehung ist enorm, aber da ist ein Abgrund, der uns auseinander hält, wie Streithähne, beide am Leben erhält, eine Linie, über die ich nicht kann, über die ich aber muss, weil das andere Ufer, das jenseits der Linie auch ich bin, das weiß ich und dass das zu wissen viel ist, auch wenn es mir oft viel zu wenig ist, und weil es mir oft viel zu wenig ist, kommt es hin und wieder vor, dass ich an diesem Abgrund stehe und wie ein Rumpelstilzchen auf und ab springe und vor Ungeduld und Zorn eine Gallenkolik kriege, alles mögliche kriege, nur die andere Seite nicht, obwohl sie da ist gegen diese Leere renne wie gegen eine Mauer, mit dem Kopf schlage an nichts, bis ich den goldenen Faden sehe, keine Ahnung wie, irgendwann spannt er sich über den Abgrund, glänzt, eine Spinne vielleicht, und ich ihn einen Sekundenbruchteil angreifen kann, diesen grundlosen Raum und niederschreiben, wie wichtig er ist, auch wenn er höllisch weh tut, weil es nicht um meine, seine Erfüllung geht und dann steht er am Papier, geduldig, ein Riese in ein winziges Puppenkostüm gezwängt. Wie die zwei das aushalten ist mir schleierhaft.

Motor und Autopilot. Ziemlich sprachlos.

Paul leise: „Schade, dass es vorbei ist.“

Der große Wagen fährt wieder über den Himmel in der Nacht.

Die ersten Lichter.

Die gelbe Quarantäneflagge in die Saling.

Pyramiden aus brauner Erde. Eine Vulkaninsel.

Kein Grün, drei riesige Öl(Shell)Tanks, der Hafen nur für Containerschiffe, alle anderen müssen ankern, die Menschen färbig, farbig, bunt und festfleischig wie die Fische, die auf der Kaimauer geputzt werden, ihre Boote noch färbiger, ein Mädchen mit einem Krug auf dem Kopf, der Ort hinter den Containern lässt sich auch durchs Fernglas nicht ausmachen.

Wie sich der Boden unter den Füßen anfühlen wird nach 2046,9 Seemeilen? Logisch gedacht müsste er nachgeben, ich landkrank werden, falls wir irgendwann einen Ankerplatz finden, seit Sonnenaufgang sucht er schon. Die Bucht ist voll. Sogar am Grund liegt ein Schiff.

Um 2 Uhr Morgens heben wir ab. Das Flugzeug fein leer.

Jeder hat eine Reihe für sich. Kurze Sicherheitseinweisung, Zahnbürste, Augenbinde, Kamm, dann wird das Licht ausgemacht, wer will, bekommt eine Decke. Armlehnen hinauf, quer über die drei Sitze legen, die Decke der Polster, die Jacke die Decke, die Ohropax, die Augenbinde nicht, sechs Stunden nur bis München, ein Baldriandragee, spätestens in fünf Stunden Frühstück. Es rumpelt und ruckt. Rumpelt und ruckt. Eigentlich ziemlich gemütlich. Es rumpelt und ruckt und rumpelt und ruckt, ein paar tausend Meter über dem Grund.

## Begriffsbestimmungen

- 1 Die Kimm ist ein Ausdruck aus der Nautik und bezeichnet die auf offenem Meer sichtbare Grenzlinie zwischen Wasser und Himmel.
- 2 Die Saling ist eine Verstrebung, die in Höhe von zwei Drittel des Mastes quer zu diesem angebracht ist; sie dient der Ausspreizung der Wanten (siehe 4) und kontrolliert das seitliche Durchbiegen des Mastes.
- 3 Steuerbord ist die rechte und Backbord die linke Schiffseite - wenn man am Schiff steht und nach vorne schaut.
- 4 Die Wanten (Einzahl: die Want) dienen der seitlichen Abspannung des Mastes; sie bestehen in der Regel aus Stahldraht.
- 5 Das Wort Ruder steht hier für Steuerrad (als Teil der Ruderanlage).
- 6 „Am Wind“ segeln bedeutet schräg gegen den Wind segeln; der Wind kommt nicht von hinten und nicht von der Seite, sondern in einem Winkel von weniger als 90 Grad; „hart am Wind“ segeln bedeutet so hoch wie möglich am Wind zu segeln, den Winkel also so spitz wie möglich zu halten; diese Art des Segelns beansprucht Schiff und Mannschaft am meisten, Wind und Wellen sind stark zu spüren und die Schräglage des Schiffes ist meist ausgeprägt.
- 7 Eine Wende ist ein Segelmanöver bei einem Am-Wind-Kurs, ein Richtungswechsel, bei dem der Bug des Schiffes (das ist der vorderste Teil) durch den Wind gedreht wird.
- 8 Eine Seemeile ist 1852 Meter.
- 9 Ölzeug ist eine wetterfeste Oberbekleidung, die vor Nässe und Wind schützt; ursprünglich wurde sie aus Leinen hergestellt, dessen Oberfläche mit Öl imprägniert wurde, daher die Bezeichnung Ölzeug.
- 10 Der Ankerkasten ist ein Hohlraum am Bug des Schiffes, in dem der Anker samt Kette untergebracht ist und von dem aus er ins Wasser gelassen wird.
- 11 Luken (Einzahl: die Luke) sind verschließbare Öffnungen im Deck (das ist die obere Abdeckung des Schiffsrumpfes) oder in der Schiffswand; sie haben die Funktion von Fenstern.
- 12 Kojensegel sind feste Stoffbahnen, die u.a. bei Betten angebracht werden können um bei starkem Seegang ein Herausfallen zu verhindern.
- 13 Ein Seeventil ist ein Ventil, das im Bereich von Öffnungen in der Schiffswand angebracht ist um den Ein- oder Auslass von Wasser zu kontrollieren; z.B. im Bad/WC, in der Küche, im Maschinenraum.
- 14 Die Luvseite eines Schiffes ist die dem Wind zugekehrte Seite, sie ragt bei einem Am-Wind-Kurs wesentlich weiter aus dem Wasser als die vom Wind abgekehrte Leeseite, die durch den Winddruck in den Segeln aufs Wasser gedrückt (gelegt) wird; die luvseitigen Kabinen liegen daher bei starker Schräglage wesentlich „höher“ als die leeseitigen.
- 15 Der Navigationstisch ist ein aufklappbares Pult für Seekarten, Navigationsbesteck, Laptop usw.; in seinem unmittelbaren Nahbereich sind verschiedene Geräte (wie etwa Radarbildschirm, Funkgerät) montiert, die der Navigation und Kommunikation dienen.
- 16 Ein Seehahn ist eine mechanische Vorrichtung (wie ein Wasserhahn) zum Öffnen und Schließen eines Seeventils (13).
- 17 Das Notblitzlicht ist ein sehr starkes Blitzlicht, das man am Körper (meist am Arm) befestigt und das sich/man einschaltet, wenn man ins Wasser fällt, also unfreiwillig über Bord geht; vor allem in der Nacht wichtig.

- 18 Der Lifebelt ist ein Gurt, mit dem man sich an Bord an verschiedensten Stellen anhängen kann um nicht ins Wasser zu fallen; etwa in der Nacht oder bei hohem Seegang.
- 19 Die Schoten sind Leinen zur Regulierung der Segelstellung.
- 20 Der Großbaum ist eine flexibel mit dem Mast verbundene Stange (meist aus Aluminium), an der der untere Schenkel des Großsegels befestigt ist.
- 21 Ein (Spiegel)Sextant ist ein nautisches und optisches Messinstrument; er wird hauptsächlich für die astronomische Navigation auf See verwendet.
- 22 Ein Kugelfender ist ein kugelförmiger, mit Druckluft gefüllter Kunststoffkörper.
- 23 Der Südwester ist eine wasserdichte Kopfbedeckung.